

dtv

Paul Grote

Die Insel, der Wein
und der Tod

Kriminalroman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Paul Grote
sind bei dtv u. a. erschienen:
Rioja für den Matador (20930)
Der Portwein-Erbe (21082)
Sein letzter Burgunder (21391)
Tod in Bordeaux (21536)
Bitterer Chianti (21537)
Die Spur des Barolo (21603)



Originalausgabe 2016
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung
eines Fotos aus dem Privatbesitz des Autors
Karte: www.landkarten-erstellung.de
Gesetzt aus der Minion 10/12
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21645-6

»Wenn man mit Narren lebt, muss man auch seine Lehrzeit als Verrückter durchmachen.«

Alexandre Dumas: Der Graf von Monte Christo

Der Roman ist Bernd Mattheis (†) gewidmet,
ehemals Weinhändler in Tübingen und Winzer
in der Toskana

Kapitel 1

»Brich ihm die Knochen! Du kannst alles Mögliche mit ihm anstellen. Nur bis zum Äußersten darfst du nicht gehen.«

Diego wählte seine Worte sehr vorsichtig, er durfte Rafael keinesfalls verärgern. Er brauchte ihn. Keiner der anderen Häftlinge war für den Auftrag besser geeignet. Er wusste, wie mit ihm umzugehen war, er kannte ihn seit genau sechs Jahren, seit Rafael hier einsaß. Obwohl sie ihn hier wie draußen *el puño* nannten, die Faust, obwohl dieser Name Programm war und er daher von allen Insassen respektiert und gefürchtet wurde, war er innerlich ein Seelchen und gefährlich leicht aus der Ruhe zu bringen. So brutal er sich einerseits gebärdete, so empfindlich reagierte er andererseits und prügelte schnell los, wenn man ihm zu nahe kam. Dann wurde er zur Faust, und jeder, der mit ihr in Berührung kam, hatte danach, falls er ohne Kieferbruch aus der Ohnmacht aufwachte, das Gefühl, von einem Vorschlaghammer getroffen worden zu sein.

Jedem anderen hätte Diego deutlichere Worte gesagt, aber er wusste, wie wichtig bei diesem Auftrag eine leise und kontinuierliche Aufbauarbeit war.

»Ich habe weder gesagt noch gemeint, dass du ihn umbringen sollst.«

Diego flüsterte, er bewegte beim Sprechen kaum die Lippen. Töten würde er ihn selbst, später, das wäre sein größtes Vergnügen, das gönnte er keinem anderen. Der Deutsche war es, der ihn hier reingebracht hatte, der Deutsche hatte

ihm bisher fast ein Jahrzehnt seines Lebens geraubt, das vergaß er keinen Tag, keine Stunde. Sein Hass wuchs täglich, manchmal hatte er das Gefühl, vor ohnmächtiger Wut zu platzen. Der Deutsche war es, der die Firma ruinieren würde, die sein Urgroßvater und sein Großvater in Jahrzehnten aufgebaut und groß gemacht hatten und die an die Wand zu fahren sein Vater gerade dabei war, mithilfe dieser Drecksau.

Es würde der perfekte Mord werden, denn Diego wusste, wenn diesem Schweinehund etwas geschah, wäre er selbst der Erste, den man verdächtigen würde. Allein schon deshalb ließ er sich nicht allzu oft mit Rafa sehen, damit man sie nicht in Verbindung brachte, er kam ihm nur nahe, wenn sie unbeobachtet waren, denn den Kriminellen um ihn herum durfte man nicht trauen. Nein, keinem durfte man vertrauen, außer man war Mitglied einer Organisation wie dem Al-Akhirah-Syndikat, der Vázquez-Familie, oder man gehörte zu den Latinos. Und da waren die Kolumbianer ganz speziell. Um sie machte er einen großen Bogen, denn seine kleinen Kokain-Deals wickelte er hinter ihrem Rücken ab.

Und überall hockten die Spitzel dazwischen, für ihn Menschen niederer Gesinnung, die sich bei der Gefängnisleitung beliebt machen wollten, in ihrer Armseligkeit darauf spekulierten, ein halbes Jahr oder drei Monate früher entlassen zu werden. Und weil es Leute gab, die Worte von den Lippen ablesen konnten, hatte er sich die Sprechweise eines Bauchredners angewöhnt, wenn es um heikle Geschäfte ging. Über etwas anderes als Geschäfte redete er allerdings selten.

Diego Peñasco schüttelte den Kopf und lehnte sich seufzend an die kühle Betonmauer. »Du wirst dich zurückhalten, zu weit darfst du nicht gehen«, sagte er tonlos zu Rafa. »Er darf dir nicht unter den Händen wegsterben. Lass es wie einen Raubüberfall aussehen. Deine Schläge oder was dir sonst noch einfällt, müssen wohldosiert sein. Das kannst du, das weiß ich, und deshalb schätze ich dich!« Er wusste, wie sein Gegenüber auf Lob reagierte. »Jeden Tag seines beschi-

senen Lebens soll er daran denken, er soll den Tag verfluchen, an dem er geboren wurde.« Diego presste die Worte zwischen den Zähnen durch, gleichzeitig war ihm die Vorfreude anzusehen, die Vorfreude auf den Moment, wenn man ihm die Nachricht überbringen würde, dass es geschehen sei. »*Hit and run*, zuschlagen und untertauchen. Er soll wissen, woher der Anschlag kommt, aber es darf keinen Beweis dafür geben, nicht eine einzige Spur.«

Aus dem Schatten der Mauer heraus konnten sie ungesehen den Hof überblicken, sie standen in dem Teil, der auch bei vierzig Grad im Sommer einigermaßen kühl blieb. Jeder hatte seinen Platz, jeder, der wichtig war. Die Belanglosen standen in der Sonne. Diegos besonderer Stellung unter den Gefangenen war es geschuldet, dass man beiseiteging, besonders dann, wenn er mit Rafa hier auftauchte. Die Marokkaner und die Schwarzen machten sowieso besser einen riesigen Bogen um diesen Teil des Hofes. Das kriminelle Gesocks sollte man sofort abschieben, dachte Diego im Vorbeigehen, statt sie hier auf Kosten der Steuerzahler noch zu ernähren. Schließlich zahlte auch er auf seine Gewinne Steuern, und das nicht zu knapp. Dabei ging es diesem Gesindel hier weitaus besser als in ihren verkeimten Ländern.

Ohne seine Unruhe nach außen dringen zu lassen, fuhr er sich wie gelangweilt mit beiden Händen durchs Haar, eine Geste, die mit der Zeit überflüssig werden würde, denn ihm fielen die Haare aus. Sehr zu seinem Verdruss bekam er eine Glatze, aber er wollte bei allen Teufeln nicht so aussehen wie die primitiven Ganoven, die sich den Schädel rasieren und tätowieren ließen.

Diego betrachtete das Haar, das zwischen seinen Fingern hängen geblieben war, unterdrückte seinen Zorn, denn auch dafür war *er* verantwortlich. Hatte Rafa tatsächlich das Zeug, den Auftrag in seinem Sinne auszuführen? Er durfte nicht zu weit gehen. Er fragte sich zum hundertsten Mal, ob er alles bedacht, nicht eine Kleinigkeit übersehen hatte, die seinen

Plan zum Scheitern bringen würde und einen Beweis lieferte, dass er der Auftraggeber war.

Nein, auf Rafa konnte er unmöglich verzichten. Er war der Intelligenteste in dieser dumpfen Umgebung, er war ihm ergeben, er hatte ihn sich quasi herangezüchtet, seine Familie mit Geld unterstützt. Rafa hasste Ausländer und brachte das richtige Maß an Skrupellosigkeit mit, ohne die das Vorhaben nicht gelingen konnte. Nur an Fingerspitzengefühl und an der Fähigkeit, eine Situation schnell richtig einzuschätzen, mangelte es ihm manchmal.

»Du kennst mich jetzt lange genug, *hombre*, manchmal habe ich den Eindruck, du nimmst mich nicht für voll. Was denkst du dir eigentlich, wer du bist, Diego?« Rafa war angesäuert, besonders schnell regte er sich auf, wenn jemand an seiner Intelligenz zweifelte. »Klar habe ich kapiert, dass er am Leben bleiben muss, nur ordentlich was aufs Maul kriegen soll, und ab in den Rollstuhl.« Er sprach über das Attentat, als ließe er sich über Motorräder aus, sein Lieblingsthema.

Diego wusste: Zweifel blieben immer, einhundert Prozent Sicherheit gab es nicht, in keiner Hinsicht. Das hatte er von seinem Großvater gelernt, seinem großen Lehrmeister, um den er noch immer trauerte, obwohl Don Horácio seit zehn Jahren tot war. Nicht einmal sein Grab ließ ihn der verfluchte Richter besuchen.

Rafa hätte mit Don Horácio wenig anfangen können. Er war im Grunde ein Gangster, ein Schläger, nicht mit Kapuze, aber doch auch ein Hooligan, ein leidenschaftlicher Anhänger von Atlético Madrid, Mitglied der Frente Atlético – die härtesten Hooligans im Land. Er war jemand, den man gut gebrauchen konnte, wenn es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen kam. Und er war jemand mit der richtigen nationalen Gesinnung, den man nicht immer wieder überzeugen und aufs richtige Gleis führen musste. Er hatte nichts übrig für die *maricónes*, die Schwulen, die Sozialarbeiter und Psy-

chologen hier im Knast von Valencia, die Resozialisierer, und dann konnte er, mit seinem eingeschränkten Horizont wohlgemerkt, sogar strategisch denken, planen und logisch handeln. Mit Drogen hatte er wenig im Sinn, er rauchte höchstens mal einen *porro*, um es sich mit den Marokkanern nicht zu verderben. Haschisch war nicht schädlich. Offene Feindschaft oder die Ablehnung der Araber hingegen konnten tödlich enden.

»Mach dir immer wieder den Zweck der Aktion klar. Es geht nicht um meine persönlichen Gefühle. Es geht darum, was unserer Bewegung dient.« Diego spielte auch die politische Karte, es hatte ihm immer genutzt. »Wir ziehen einen Feind aus dem Verkehr, und gleichzeitig kriegt er einen Denkkzettel, der ihn für den Rest seines Lebens beschäftigen wird. Er darf niemals vergessen, was er uns angetan hat, meinem Großvater und auch mir persönlich, dieser Hurensohn.«

Diego sagte den letzten Satz fast beiläufig, in einem Ton, der verbergen sollte, wie stark seine persönlichen Motive wirklich in diese Angelegenheit hineinspielten. De facto war Henry Meyenbecker als Gegner oder Feind der nationalen Bewegung bedeutungslos, er mischte sich nicht in die Politik ein, was nicht hieß, dass er ungefährlich war. Doch Diego war es gelungen, den ehemaligen deutschen Journalisten als politischen Feind aufzubauen. Ressentiments gegen diese Berufsgruppe gab es genug, und er hatte ihm eine bedeutende Rolle angedichtet, die weit von jeder Realität entfernt war. »Du weißt, es ist wichtig für die Bewegung, er schadet ihr, wo er nur kann.«

»*Hombre*, das weiß ich alles längst, du langweilst mich ...«

»Nein, einiges habe ich dir noch nicht gesagt.« Diego machte einen Schritt nach vorn, trat aus dem Schatten und zog Rafa am Arm mit. Er hatte den Eindruck, dass einer der Wärter zu lange zu ihnen herüberstarrte, und sie gingen in die Mitte des Hofes, vorbei an den Rumänen, die sich wieder lautstark stritten, und reihten sich in die Schlange vor dem

Kiosk ein. Bis sein Dienst begann, war noch Zeit, und ein Café solo für sich und ein Cortado für Rafa würden die Wartezeit abkürzen.

»*Hola hombre!*« Der Mann vor ihnen in der Warteschlange wandte sich um. »Du bist Diego Peñasco, nicht wahr, *el viticultor?*«

Der Winzer, das war der Name, den man ihm angehängt hatte, und es war nicht mal falsch, er war Winzer, er hatte Weinbau und Kellerwirtschaft studiert, sah sich noch immer als Experten und Unternehmer, schließlich war er Mitinhaber einer großen Kellerei in La Rioja, und es erfüllte Diego immer wieder mit Stolz, so angesprochen zu werden. Doch nicht von diesem Mann. Der gefiel ihm gar nicht. Er war erst seit einem Monat hier, angeblich wegen Raubes, einer anderen Version nach hatte er seine Frau verprügelt und ihr den Arm gebrochen und ihrem Chef die Nase. Angeblich kam er aus Palma, der Hauptstadt Mallorcas, also einer von der Insel, damit war er ein halber Katalane, und denen durfte er selbst – als gebürtiger Baske – sowieso nicht trauen. Für ihn waren sie alle Spanier.

»Was willst du, *qué quieres?*«

»Man hat mir gesagt, du kennst dich mit Geld aus ...«

»Du heißt Joan, nicht wahr, Joan Noriega? Von welchem Idioten hast du das gehört?«

»Weiß nicht, man erzählt es so, es wird viel geredet.«

»Eben, es wird zu viel geredet. Du kannst ja mal zu meiner Beratung kommen, von vier bis sechs in der Santander Central Hispano, die Filiale der Bank ist in der Gran Vía de Ramón y Cajal; ich nehme hundert Euro die Stunde.«

Diego wies lachend mit der Hand über die hohe Mauer des Gefängnisses in Richtung Stadt, und die Umstehenden lachten mit. Man war dankbar für jede noch so kleine Abwechslung.

»Ich werde mich erkundigen, darauf kannst du Gift nehmen.« Der Neue ließ sich nicht so leicht einschüchtern.

Ich werde mich mit diesem Joan beschäftigen müssen, dachte Diego, sein Gefühl sagte ihm, dass er ein Spitzel war. Es gab noch einen zweiten Mitgefangenen, von dem Diego sich in letzter Zeit beobachtet fühlte. Er konnte nicht vorsichtig genug sein.

Zumindest hatte er sich die gefährlichsten Leute seines Blocks mit Geld gefügig gemacht. Doch die Angst, mit einer Rasierklinge oder einem geschärften Stück Blech das Gesicht zerschnitten zu bekommen, war oft wirkungsvoller als jeder große Geldschein, wirkungsvoller noch als ein Briefchen Koks, außer bei den Süchtigen. Nach neun Jahren im Knast war ihm nichts mehr fremd, er lebte in der idealen Schule des Verbrechens. Es würde ihm nach seiner Entlassung im Geschäftsleben helfen. Egal, wo man sich befand, man musste lernen, mitnehmen, was sich kriegen ließ, auf Biegen und Brechen ...

Die beiden Männer trennten sich, jeder mit seinem Kaffee in der Hand, um nach fünf Minuten auf der anderen Seite des Hofes wie zufällig wieder zusammenzutreffen. Noriega, von dem Diego sich beobachtet fühlte, war momentan außer Sicht, und die Wachhabenden waren damit beschäftigt, auf der anderen Seite des Hofes Streit zu schlichten.

»Du wirst nächste Woche entlassen, du Glücklicher«, fuhr Diego fort, den Hof weiter im Auge behaltend. »Klar, erst mal werdet ihr feiern, das verstehe ich, die Weine kriegst du natürlich von uns, da Sorge ich für, ich lasse mich nicht lumpen ...«

»Schick sie auf keinen Fall zu mir nach Hause, das fällt auf.«

Der Einwand war Diego lieb, zeigte er ihm doch, dass Rafa mitdachte. Die Arbeit des letzten Jahres war also nicht vergebens gewesen.

»Hältst du mich für so kurzsichtig? Die Kisten gehen an unseren Vertrauensmann bei der Zeitung La Razón. Wir, also die Kellerei, deklarieren es als Proben für die Presse, und er leitet dann die Kisten weiter.«

»Wie heißt der Mann?«

»Wozu musst du das wissen?«

»Schon verstanden.« Rafa winkte ab, dann hellte sich sein Gesicht auf. »Aber er kann sie bringen, er feiert mit, klar, er ist eingeladen. Ich hoffe nur, er säuft vorher nicht alles aus.« Es war ihm anzusehen, wie sehr er sich auf seine Entlassungsfeier freute, obwohl er nur sechs Jahre gefangen hatte. Denn von den gemeinschaftlichen Einbrüchen in die Villen von Ausländern an der Costa del Sol wusste die Staatsanwaltschaft nichts. In Rafas Bande war der gelernte Maschinenschlosser für die Fahrzeuge und den Ordnungsdienst verantwortlich gewesen, ein Posten, den er wieder einnehmen würde, wie man ihm zugesichert hatte.

»Was ich anfasse, das klappt auch, *amigo*.« Diego war von seinen eigenen Fähigkeiten absolut überzeugt. Die Fehler, die damals zu seiner Verhaftung geführt hatten, würde er niemals wiederholen. Nein, es waren keine Fehler, es war reines Pech gewesen. Nun, die neun Jahre hatte er ohne Schaden überstanden, bis auf den Haarausfall. Überlebt hatte er durch sein Verhandlungsgeschick, hatte mit seinem Geld hier so ziemlich jeden korrumpiert und durch seine Anlagerberatung auch die Chefs der wichtigsten Gruppen auf seine Seite ziehen können. Noch nie hatte er Geld als so wichtig empfunden wie hier. Er war reich, wurde täglich reicher, und es befriedigte ihn immer aufs Neue, dass gerade Meyenbecker ihm dabei half. Dem blieb gar nichts anderes übrig. Wenn der Deutsche die Firma nach vorn bringen wollte, verdiente er, Diego, an jeder Flasche mit. Obwohl er behauptete, Meyenbecker würde die Firma ruinieren, konnte er die Augen nicht davor verschließen, dass sich die Kellerei seit dem Einstieg des Deutschen vor drei Jahren trotz der Krise bestens entwickelte. Mit diesem Widerspruch ließ sich ganz gut leben.

Immerhin gehörten Diego fünfundzwanzig Prozent der Kellerei, Prozente, die Don Horácio ihm kurz vor seinem

Tode überschrieben hatte. Sein guter Name hatte Diego auch den Zugang zur Bewegung verschafft und das Vertrauen der Obleute der Alianza Nacional.

»Also – nicht töten. Brich ihm die Hände, dann kann er nicht mehr schreiben, für einen ehemaligen Journalisten so gut wie tödlich. So wie bei dem linksradikalen Sänger in Chile, Victor Jara, nach dem Putsch des großen Generals Pinochet. Dieser Musiker konnte nie wieder eine Gitarre halten, aber sie haben ihn später sowieso erschossen.« Diego lachte hämisch.

»Ich kann ihm auch was aufs Maul hauen, dann kann er nicht mehr reden ...«

Diego übergang den Einwand, er war unwichtig, und unwichtige Worte konnte man sich sparen. »Er soll sich jeden verdammten Tag seines beschissenen Lebens daran erinnern müssen. Meyenbecker wird wissen, aus welcher Richtung die Schläge kommen.« Er legte Rafa freundschaftlich die Hand auf die Schulter. Die Geste konnte auch als Drohung verstanden werden. Diego war es recht, ein wenig Druck konnte nicht schaden. »Glaub ja nicht, dass ich nicht wüsste, was draußen abgeht.«

Sollte Rafa einen Fehler begehen, würde er es erfahren, auch dafür hatte er vorgesorgt. Rafa würde sich nicht lange an dem Geld freuen, das er ihm zukommen lassen würde. Aber die Dreißigtausend waren ihm das Vergnügen wert. Geld spielte keine Rolle, es wurde täglich mehr.

»*Oiga, hombre*, was ist los?« Rafa hatte bemerkt, wie sich Diegos Gesicht verfinsterte.

Diego entspannte sich sofort, er durfte seine Gefühle nicht nach außen dringen lassen, wer sie zeigte, war verwundbar, und jeder beobachtete jeden, ununterbrochen, es gab nichts anderes zu tun. Aber sein Hass war so groß, dass er Meyenbecker am liebsten mit eigenen Händen erwürgt hätte. Nicht nur, dass der ihn in den Knast gebracht hatte, nein, er hatte ihm auch den Großvater genommen, dem die Familie alles

verdankte. Und zu allem Übel ging er mit seiner Schwester ins Bett. Aber die taugte sowieso nichts.

Er atmete tief, blickte über den Hof, bemerkte die Athleten drüben an den Sportgeräten. Eine Gruppe spielte Basketball, der Kiosk war umlagert wie immer, alle pafften, Rauchwolken stiegen auf und verflüchtigten sich im blassblauen Himmel über der fünf Meter hohen Mauer, die Sonne – nein, Flucht war nicht möglich, er konnte nicht einfach abhauen, in irgendein fremdes kriminelles Milieu eintauchen und so tun, als wäre er ein gewöhnlicher Verbrecher. Er gehörte hier nicht dazu. Das hier war Plebs. Er müsste schon nach Südamerika gehen. Papiere zu beschaffen war nicht das Schwierigste. Er würde sich an die Kolumbianer wenden, aber die wollten in erster Linie ihr Kokain loswerden, leider beschissen sie jeden mit gepantschtem Zeug. Er besaß genügend Erfahrung, er roch, ob der Stoff sauber war. Er hatte seine eigenen Kanäle und nahm nur, was sein Lieferant sich selbst reinzog. Aber wie komme ich in Südamerika an mein Vermögen?, fragte er sich. Es war eine unbeantwortete Frage. Er musste intensiver darüber nachdenken. Wenn er das tat, wenn er in Gedanken ein Problem zu lösen hatte, beruhigte er sich rasch.

»Wenn du draußen bist, Rafa, dann liegt für dich der Katalog von Bodegas Peñasco bereit, mein Anwalt hat ihn an deine Eltern geschickt, du findest ihn zu Hause vor. Das spart uns Zeit. Im Katalog findest du von allen Familienmitgliedern und von diesem Deutschen die aktuellen Fotos, natürlich auch auf der Website. Meine Gewährsleute bei Peñasco wissen, dass jemand kommt. Wie der Kontakt läuft, das weiß mein Anwalt, von dem bekommst du auch das neueste Smartphone.«

»Hoffentlich nicht auf meinen Namen registriert?«

»Müssen wir das Selbstverständliche erwähnen? Im Notfall zerstörst du das Ding, hackst es klein ...«

»... die Geräte sind teuer ...«

»Sicherheit hat ihren Preis, außerdem ist es mein Geld.

Wir reden später weiter, ich muss in die Küche, also nachher wieder hier.«

Diego überquerte den Platz, er hoffte, dass sein langes Treffen mit Rafa nicht aufgefallen war. So lange redete er niemals mit jemandem, außer mit den Bossen. Jetzt musste er in die Küche, an seinen Arbeitsplatz, da konnte man die besten Teile für sich rauspicken und anderen, die es verdient hatten, Motten und Kakerlaken unter die Paella mischen.

Der Wärter am Eingang ließ ihn passieren, Diego grüßte freundlich, der Mann grüßte zurück. Auch einige Wärter holten sich von ihm Tipps für die Geldanlage oder liehen Geld, selbstredend zu niedrigeren Zinsen als die Mitgefangenen, man war ja schließlich kooperativ.

Guillermo, der Kolumbianer, ein dunkler Krauskopf, klein und verschlagen, sieben Jahre wegen Drogenhandels, arbeitete ebenfalls in der Küche. Diego hielt ihn für einen Schwätzer. Guillermo näherte sich von der Seite, als wäre das Zusammentreffen rein zufällig. Aus den Augenwinkeln bemerkte Diego, dass dieser Spitzel wieder in seine Richtung blickte, absichtlich oder unbeabsichtigt, wer konnte das wissen? Diego registrierte immer, wenn ihn jemand beobachtete.

»Es ist wieder was angekommen. Wenn du probieren willst?«

»Wenn du mir nicht diesen Dreck anbietest, den ihr den anderen verkauft, dann gern.« Diegos Gesicht zeigte nicht die geringste Regung.

»Ich weiß, keiner hat eine so gute Nase wie du, eigentlich ein Wunder bei deinem Konsum, aber es ist wirklich kein Levamisol drin ...«

»Ist es über Afrika gekommen oder direkt?«, unterbrach ihn Diego. Er wusste, dass alles, was über die afrikanische Route kam, von minderer Qualität war, mit jedem nur möglichen Stoff gestreckt wurde, um noch mehr zu verdienen, wobei Zucker das Harmloseste war. Meist wurden Lidocain oder Benzocain druntergemischt, was einen betäubenden

Effekt auf die Schleimhäute hatte und für einen schnelleren Wirkungseintritt sorgte.

»Wenn ich dir sage, es ist korrekt, dann ist es korrekt, klar?«

»Bleib cool, leg nachher was zwischen die Tablettis dort drüben.« Diego wies auf einen Stapel in der Küche, der selten benutzt wurde. »Ich probiere es aus. Du sagst mir den Preis, und in vier Tagen hast du das Geld auf dem Konto.«

Der Kolumbianer drückte Diegos Hand, in ihr blieb ein Briefchen zurück. »Zur Probe, nur für dich, dann klappt's mit der Arbeit besser. Vielleicht kommen wir ins Geschäft.« Er zwinkerte Diego zu und blieb zurück.

Um sechzehn Uhr waren auch die Gefangenen auf dem Hof, die vormittags arbeiteten oder Unterricht besuchten, um die Zeit rumzukriegen. Die wenigsten versprachen sich davon nach der Entlassung einen Job. Diego trainierte eine halbe Stunde lang an den Geräten, morgens hielt er sich mit Seilspringen und Gymnastik fit, nachmittags war Gewichteheben dran. So kräftig und durchtrainiert wie jetzt war er nie im Leben gewesen, so wach, aber auch in ständiger Alarmbereitschaft, und in Bezug auf Wirtschaftsfragen konnte ihm hier nicht einmal der Direktor der Anstalt das Wasser reichen. Den Wirtschaftsteil von El Mundo, von ABC und die Gaceta de los Negocios las er täglich. In der Verwaltung ließ man ihn nicht arbeiten, denn er hätte binnen drei Tagen herausfinden können, wer in der Gefängnisleitung korrupt war, aber das wusste er sowieso.

Nachdem er sich den Schweiß abgewischt hatte, schlenderte er hinüber zum Kiosk, trank eine Cola, nahm eine zweite mit und ließ sich in die Richtung treiben, wo Rafa im Schatten auf einem Kaugummi herumriss.

»Was wir besprochen haben hinsichtlich deines Verhaltens in La Rioja hast du dir gemerkt?« Die Wand, an die Diego sich lehnen wollte, war zu warm, er ließ sich im Schneidersitz auf den Betonboden nieder, den Hof im Blick.

»Alles.«

»Dann machen wir mit dem Typen weiter, mit Meyenbeeker. Halte ihn auf Abstand. Wenn du ihm zu nah kommst, bist du verloren. Er trainiert regelmäßig mit einem Spezialbull, einem der härtesten Hunde von der internen Ermittlung, angesetzt auf andere Bullen. Den haben sie inzwischen kaltgestellt, der war sogar ihnen zu hart. Er ist ein kleiner Mann, wirkt unscheinbar, aber unglaublich clever und entschieden, gräbt sich in die Fälle ein wie eine Zecke. Einer von denen, die du nie kaufen kannst, sondern beiseiteschaffen musst. José Maria Salgado. Ist jetzt fünfundfünfzig. Mit dem arbeitet er zusammen, sie sind Freunde. Also, dieser Meyenbeeker, Enrique oder Henry, der ist ebenfalls Anfang fünfzig, aber das sieht man ihm nicht an. Er kennt sich bestens mit Wein aus, spricht perfekt Spanisch. Irgendein Verwandter von ihm stammt von hier, war Kommunist, ist vor dem Generalissimo abgehauen, die Flucht ist ihm leider geglückt, sonst hätten wir das Problem nicht ...«

»Du kannst sicher sein, wir haben es nicht mehr lange.«

»Das hoffe ich sehr«, sagte Diego und dachte an den Tag, an dem sein Anwalt ihm die Nachricht brächte, das Problem Meyenbeeker sei gelöst. Er würde sich aufatmend zurücklehnen, würde sich eine gewaltige Nase geben, sich seine Frau kommen lassen und mit ihr einige Flaschen vom besten Wein seiner Kellerei niedermachen. Als er merkte, wie er sich in Fantasien verlor, in Zukunftsträumen, kam er ruckartig auf den Boden der Tatsachen zurück.

»*Amigo*, der größte Fehler ist es, den Feind zu unterschätzen. Betrachte den Mann als unseren Feind, einen mit *cojones pelados*, er ist mit allen Wassern gewaschen. Sechs sind über ihn hergefallen und wollten ihn fertigmachen, und er hat es überlebt ...«

»Das waren Anfänger.«

»Ich sagte, unterschätze ihn nicht!« Diego zwang sich zu einem gemäßigten Ton. Es machte ihn wahnsinnig, zu wis-

sen, dass Meyenbeeker in aller Freiheit durch seine, Diegos, Weinberge stromerte, über Rebschnitt und Lese entschied, den Arbeitern Anweisungen gab. Es war Meyenbeeker, der mit den Bauern diskutierte, mit dem Kellermeister den Reifegrad des Weins in den einzelnen Barriques besprach, und nicht er. Meyenbeeker galt inzwischen als engster Vertrauter von Diegos Vater, und mit seiner Tante und seinem Onkel zogen sie das Andenken Don Horácios in den Dreck, finanzierten mit Isabellas Hilfe die Exhumierung der angeblichen Opfer Francos ... *Mierda*, er verlor sich schon wieder. Diegos Gesicht verzerrte sich unwillkürlich, er biss die Zähne zusammen, bis sie knirschten.

»Eh, *hombre*, was ist los? Du siehst fürchterlich aus. Hab Vertrauen, ich regle das.« Beruhigend legte Rafa ihm die Hand auf den Arm.

Diego zog sie weg. Er durfte sich nicht gehen lassen. »Ach, es ist nichts, nur so ein Gedanke, ich würde die Sache liebend gern selbst ausführen, ja, ich beneide dich wirklich darum, dass du das erledigen darfst.« Schnell hatte er sich gefasst und wirkte wieder gelassen. Andere zu blenden und gegeneinander auszuspielen hatte ihm immer Spaß gemacht. Bei diesen Gedanken lächelte er, als müsste er in einem Nonnenkloster um ein Nachtlager bitten. Derweil suchten seine Augen nach den beiden Männern, die er für mögliche Spitzel hielt.

»Mein Anwalt wird dir auch die Namen von drei Leuten nennen, die in der Kellerei für mich arbeiten. Sie waren meinem Großvater verpflichtet, jetzt stehen sie mir gegenüber in der Schuld. Sie beobachten den Deutschen, sie wissen, wo er sich aufhält, kennen seinen Tagesrhythmus, kommen an die Reisepläne, denn er ist viel unterwegs, er kümmert sich um den Vertrieb. Meine Leute zeigen dir, wo er wohnt. Man kommt unauffällig an ihn heran, denn er bewohnt ein Apartment in der Gran Vía del Rey Juan Carlos I., wo sie auf die Calle Marqués de Murrieta trifft. Die Avenida ist sehr belebt, es gibt dort viele Straßencafés, um ihn zu beobachten. Er